

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 17 (1975)

Autor: Metz, Peter / Capaul, Gion Bistgaun / Mettier, Hans Peter
Nachruf: Totentafel

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Totentafel

Albert Malär



Albert Malär starb am 29. September 1973 fast achtzigjährig in Trimmis. In *seinem* Trimmis, muß man hinzufügen. Denn er war und blieb durch sein ganzes langes Leben hinweg so sehr mit seinem Heimatdorf verbunden, war verwachsen mit dessen Geschick und Wohlergehen, daß seine Landsleute in ihm so etwas wie den guten Mentor sehen durften. Wo immer er sonst zu wirken hatte, beruflich während 48 Jahren als Bankbeamter, zuletzt als Chefbuchhalter der Kantonalbank, ferner nebenberuflich als Kassier und Revisor verschiedener gemeinnütziger Institutionen, stellte er zwar seinen ganzen Einsatz und sein großes Können unter Beweis. Aber sein höchstes Anliegen galt immer seiner Trimmiser Dorfgemeinschaft. Hier focht er in seinen jungen, stürmischen Jahren harte politische Kämpfe aus, und er konnte wahrhaftig mit einer Leidenschaft kämpfen und fechten, daß mitunter die Späne flogen. Hier pflog er seine Freundschaften und setzte

sich tatkräftig ein für das Wohlergehen seiner Gemeinde. Seine Ratschläge und seine Kritik waren unentbehrlich, und freiwillig stellte er unausgesetzt seine fachlichen Kenntnisse den Gemeindebehörden und der Dorfverwaltung zur Verfügung. Bis in die letzten Lebenswochen galt sein täglicher Gang der Gemeindeganzlei. Solche Männer, die einfach da sind, auf die man sich jederzeit verlassen kann, die redlich, uneigennützig und treu ihre guten Dienste der Gemeinschaft leihen, bilden überall, wo sie wirken, ein unwägbares Glück. Denn die Aufgaben und Probleme unserer Gemeinden sind so groß und vielfältig, daß ihre Organe ohne die Hilfe und Unterstützung Gutwilliger sich oft nicht zurecht finden.

Noch wenn man dem Verstorbenen in seinen allerletzten Lebensjahren begegnete, da das Alter und die Hinfälligkeit ihn schon zeichneten, war es eine Freude, mit ihm ins Gespräch zu kommen. Meist hatte er es freilich eilig, um noch rechtzeitig zu irgend einer Besprechung sich einzufinden. Aber wenn der Augenblick ein kurzes Verweilen erlaubte, war es immer köstlich, ihm sein Ohr zu leihen. Denn Albert Malär war keine trockene Buchhalterseele, sondern ein geistig hochstehender Mann, der in seinem Leben eine Fülle von Weisheit und kulturellen Schätzen in sich angesammelt hatte. Von seltener Belesenheit, wobei er sich in den Klassikern, Keller, Meyer, Kleist, Goethe und Schiller, so gut auskannte wie in der modernen Literatur, bescherte ihn diese Verbundenheit mit der geistigen Welt mit einem großen Fundus an Wissen. Er pflog mit den Klassikern vertrautesten Umgang, kannte viele Gedichte auswendig und hatte stets einen großen Schatz an Zitaten präsent. Einmal, als irgend etwas in ir-

gend einer öffentlichen Verwaltung nicht zum besten stand, schrieb er mir schalkhaft: «Ich will nicht ehrlich sein, wenn es nicht stinkt in der Registratur» (Kleist, Der zerbrochene Krug). Es war stets amüsant, mit ihm in Kontakt zu stehen. Aber sein eigenes geistigsprühendes Wesen begnügte sich nicht mit bloßer Rezeption. Er setzte sich mit den geistigen Mächten auseinander, trieb Philosophie und beteiligte sich lebhaft an kulturellen Auseinandersetzungen. Höchste Erfüllung fand er bei Spitteler. Diesen Großen kannte er wie kaum ein anderer. Er schwelgte in den herrlichen Gesängen dieses Meisters, vor allem der «Olympische Frühling» wurde ihm zur unversieghlichen Kraftquelle. Von diesem Werk, das ihm bis in die letzte Seite vertraut war, war er ganz erfüllt, und es bot ihm keinerlei Schwierigkeiten, daraus seitenweise aus dem Gedächtnis zu zitieren. Alles, was er über Spitteler aufstöbern konnte, sammelte der Verstorbene, und lange bevor die Gesamtausgabe der Werke Spittelers dank der Regsamkeit des Artemis Verlages erscheinen konnte, befand sich der gesamte eruierbare geistige Nachlaß Spittelers in Form von Einzelausgaben, Abschriften usw. in seinem Besitz. Und wie Albert Malär sich am Kampf um Spittelers Nachlaß, der zwischen Jonas Fränkel und dem eidgenössischen Departement des Innern unseligerweise ausbrach, beteiligte! Er verehrte Jonas Fränkel und empfand das diesem gegenüber geübte Vorgehen als krasses Unrecht. Immer wieder zerzauste er die Scheinargumente der offiziellen Stellen, und an Bundesrat Etter, den er als den bösen Geist des Spitteler-Nachlasses bezeichnete, ließ er keinen guten Faden. Er spie gegen ihn Gift und Galle und bekundete ihm als dem für die schmähliche Behandlung Fränkels Verantwortlichen heftigste Abneigung.

In den spätern Jahren klangen dann beim Verstorbenen diese Leidenschaften freilich ab und machten einer ausgeglichenen Geistigkeit Platz. Er wandte sich im Alter mehr und mehr der Verinnerlichung zu, und nichts empfand er als erlösender, als er nach seiner Pensionierung damit beginnen konnte, Mathematik zu studieren. So füllte sich seine Klausur mit den großen Werken der Mathematiker, in die er sich vertiefen konnte und die ihm unendliche An-

regungen boten. Über Jahre hinweg pflog er fortan diese Privatliebhaberei, bis Müdigkeit und Altersbeschwerden seinen Elan dämpften und schließlich brachen. An einem herrlichen Septembertag, der trotz seiner Glanzhelle den nahenden Herbst ankündigte, erfüllte sich der Lebensweg Albert Malärs, und er durfte in jene Welt hinübergehen, die nur noch den geistigen Dingen verhaftet ist.

Peter Metz

a. Nat.-Rat Christian Foppa



Herr Nationalrat Christian Foppa, am 18. Dezember 1880 in Vigens geboren, war der Sohn des Mistral Giusep und der Onna Maria, geb. Gallin. Seine Eltern führten eine größere Landwirtschaft, eine kleine Wirtschaft und besorgten den Postdienst in Vigens. Nach Absolvierung der Sekundarschule in Villa besuchte Christian noch einige Klassen der Kantonsschule. Dann übernahm er, zusammen mit seinen Eltern, die Besorgung des landwirtschaftlichen Betriebes und zeigte bald Freude und gutes Verständnis für den Bauernbetrieb, den er lange Jahre mit gutem Erfolg leitete. Begreiflicherweise mußte

er in seinem kleinen Dorfe verschiedene Ämter übernehmen, die er mit Verständnis und praktischem Sinn verwaltete. Er hat für seine Gemeinde ungemein vieles geleistet. Es ist seine Initiative für die Güterzusammenlegung zu erwähnen. Nachdem die Nachbargemeinde Igels diese verwirklicht hatte, setzte Foppa diese in seiner Gemeinde auch durch. Als am Schlusse des ersten Weltkrieges die Petrolampe nicht mehr gefüllt werden konnte, war Christian es wieder, der die kleine elektrische Anlage im Dorfe errichten ließ. Er bemühte sich ständig für eine fahrbare Talstraße, für eine bessere Postführung und für die Zuleitung des Telephons. Das sind heute Selbstverständlichkeiten, aber damals war kein Geld vorhanden. Die Opposition gegen alles Neue erschwerte zudem die Initiative, so daß nur energische Eingaben an die zuständigen Stellen, Vorsprachen, Versammlungen, stille Verhandlungen schließlich zum Ziele führten. Foppa war Initiant und Förderer dieser notwendigen Anlagen und hat sich damit große Verdienste erworben, um so mehr als seine Bemühungen immer ohne Entschädigung blieben.

Die Politik zog den jungen Sohn des Mistral und Großrates auch in die weitere Öffentlichkeit. Sein erstes Amt des Kreises war jenes des Amtsvermittlers, dann wurde er Kreispräsident und Großrat, und im Jahre 1921

bekleidete er das höchste Amt im Kanton, jenes des Landespräsidenten. Als Bauernvertreter wählte das Bündner Volk ihn im Jahre 1925 in den Nationalrat, wo er die Interessen des Gebirgsbauern mit Fleiß und Ausdauer während 14 Jahren verfocht.

Christian Foppa war vor allem Bauernvertreter. Er war ein Exponent und emsiger Förderer der Bergbauerninteressen. So präsierte er den Oberländer Bauernverein, den Bündner Bauernverband und zählte zu den Hauptinitianten bei der Gründung der Bündner Bauernhilfskasse, die er von 1944 bis 1963 präsierte. Vom Jahre 1930 bis 1955 vertrat Foppa die Landwirtschaft Graubündens im Vorstand des Schweiz. Bauernverbandes und war auch Mitbegründer und Mitglied des Vorstandes der SAB. Seine große Aktivität bei der Leitung des Milchverbandes Winterthur darf besonders hervorgehoben werden. Seiner Initiative ist es zu verdanken, daß alle Bündner Sennerei- und Alpbetriebe hier die Mitgliedschaft erwerben können. Diese Integration besitzt eine außerordentliche Bedeutung für unsere Bauernsamen. Nur diese wenigen Hinweise zeigen die erfolgreiche Tätigkeit des Bauernführers Foppa und verpflichten uns zu Dank.

Die Rechtsprechung hat Foppa intensiv beschäftigt. Er war Vermittler, Kreisrichter und Kreispräsident im Lugnez während langer Zeit und Mitglied des Bezirksgerichtes Glenner.

Aber auch die Schulung der Jugend lag ihm nahe. Er amtierte als Schulrat in Vigens, in Villa und in Ilanz. In Villa war er 53 Jahre lang Präsident des Realschulrates und in Ilanz Mitglied und Präsident des Schulrates der Bezirkssekundarschule. Auch bei der Gründung der Bäuerinnenschule in Ilanz war Foppa mit Rat und Tat dabei.

Das Lugnez, ein weitverzweigtes Tal, wurde bis ca. 1910 von Ilanz aus ärztlich betreut. Das war damals, als der Arzt von Ilanz noch mit dem Pferdeschlitten zu uns kam und die lange Fahrt mit Brissagos und Gesang angenehmer zu gestalten suchte. Bis der Arzt, der meistens auch zu spät angerufen wurde, zum Krankenbett erschien, war es oft spät, da er eine

sehr weitverzweigte Praxis betreuen mußte. Das Bedürfnis, einen Arzt im Tale zu haben, war offenkundig, und es war wieder Foppa, der die «Condotta medica» gründete, und Herr Dr. Federspiel aus Ems übernahm diesen Posten. Im Jahre 1917 wurde die Krankenkasse Lugnez I gegründet. Foppa wurde erster Präsident und leitete diese Kasse jahrzehntelang. Diese Aufgabe war nicht immer leicht zu bewältigen, auch deshalb nicht, weil die Ärzte diese schwere Praxis nicht lange aushalten konnten, und dann erwies sich die Suche nach einem anderen Arzt als sehr mühsam und zeitraubend. So kam es, daß man mitunter sogar Ausländer als Ärzte anstellen mußte, die dann mit dem Roßgespann zu den Patienten fuhren, mit denen sie romanisch nicht verkehren konnten.

Christian Foppa war auch ein Idealist. In der Pfarrkirche in Vigens spielte er die Orgel und leitete den Gesang. Der Männerchor hat öfters von den Bezirksgesangsfesten Lorbeerkränze heimgebracht. «L'Uniuin Cecilana de Lumnezia» war eine Gruppe von Geistlichen, Lehrern und anderen Sängern, die jahrelang regelmäßig ihre Proben in Igels abhielt und alle zwei Jahre ein Volksfest für sakralen Gesang, abwechslungsweise in den Pfarrkirchen des Tales, organisierte. Leider ist diese musikalische Organisation seit einigen Jahren untätig geworden, und diese schönen Volksfeste fallen aus. Foppa war hier immer dabei wie auch bei der «Ligia da Porclas», einem Talverein für die Pflege des Profangesanges. Dieser Verein fusionierte mit dem Männerchor «Ligia dil Glogn» und wirkt heute als «Chor de Vallada» weiter, und zwar mit bekannten Erfolgen an Gesangsfesten, wie auch vor 20 Jahren bei der «Fiasta da Porclas», als in Villa die Erinnerung an die Schlacht am Mundaun und bei Porclas mit Festspiel und Umzug gefeiert wurde. Foppa war ein eifriges Mitglied der Ligia da Porclas und spielte bei einer Theateraufführung des Vereins die Rolle des Walter von Belmont, im Drama von Fl. Camathias, das in Villa auf einer Freibühne dem Volke dargeboten wurde. Auch

diese Folklore ist heute aus unseren Dörfern verschwunden.

Trotz diesen vielseitigen Aufgaben hatte Christian noch immer Zeit für seine Familie. Zusammen mit seiner Ehefrau, die ihm eine große Helferin und den Kindern eine besorgte Mutter war, hat er eine große Familie gut erzogen, zur Arbeit und Sparsamkeit angehalten, so daß diese Kinder heute, zusammen mit ihren Familien, dem

Vater und Großvater dankbar sind und ihm diese Anerkennung auch immer zum Ausdruck gebracht haben.

Christian Foppa starb am 27. Oktober 1973. Er war ein guter Vater, ein Förderer der Interessen unseres Volkes und der Ideale unserer Vereine. Aus Dankbarkeit wollen wir ihm ein treues Andenken bewahren. El ruaussi en pasch!

Gion Bistgaun Capaul

Paul Bianchi



Wer das Schaffen von Paul Bianchi, zumal seine letzten Werke, nur flüchtig kennt, könnte zur Annahme verleitet sein, es handle sich bei ihm um einen modernen Formschöpfer, will sagen, um einen Künstler, der aufgeweckten Sinnes der Entwicklung seiner Zeit folgte, bestrebt, Kunstgegenstände hervorzubringen, die sich mühelos in die Umwelt von Technik und Industrie einfügen lassen. Tatsächlich ist es ja so, dass der technische Gebrauchsgegenstand ästhetisch bewältigt sein will, was heißt: es gibt eine dem technischen Wesen spezifisch angemessene Ästhetik, die der formschöpferischen Phantasie neue Aufgaben stellt und der künstlerischen Tätigkeit neue Möglichkeiten erschließt.

Im Fall von Paul Bianchi lagen die Dinge allerdings anders. Er fühlte sich in der modernen Welt nicht wohl, er

hatte es schwer im Leben, und er ist durchaus unter jene Künstler zu zählen, die um Gestaltung ringen, weil sie sich im Innern bedrängt fühlen und nach einem Ausdruck verlangen, der ihre Not, wenn nicht tilgt, so doch lindert. Seinem Werk gerecht zu werden heißt, sich dessen bewußt zu sein.

Die äußeren Stationen seines Lebens sind schnell aufgezählt: 1920 in Chur geboren als Kind einer Familie, in der seit Generationen Grabbildhauer tätig waren, trat er sechzehnjährig in die väterliche Werkstatt ein, wo er das Handwerk des Steinbildhauers erlernte. Es folgten Studienjahre in Zürich und in Genf, und von 1945 an arbeitete er in Genf als selbständiger Bildhauer. Sein Talent wurde schon früh anerkannt, vom Kanton bekam er ehrenvolle Aufträge, und auch andernorts in der Schweiz, namentlich in Genf, entstanden im Verlauf der Jahre zahlreiche öffentliche Werke seiner Hand, die sich ebenso sehr durch eine, ich möchte sagen, human wirkende Modernität als durch ihre thematische Vielfalt auszeichnen.

Wenn er sich zunächst vor allem mit der Darstellung von Tieren befaßte, so hatte das seine tiefere Bedeutung. Es ging ihm nicht nur um den eleganten Körperbau, um das Äußere, um das Volumen, um die Dynamik, die gespannte Linie; gewiß, das alles zählte, doch war noch anderes, Geheimeres im Spiel: das

Unergründbare, Rätselvolle ihres Wesens, das metaphysische Ahnungen nährt und Anschluß schafft an Kräfte, die seit je einer mythischen Ordnung angehören.

Desgleichen sind die Tänzer und Akrobaten, die sich in seinem Werk zu den Tieren gesellten, Träger einer Idee und weisen über das Vordergründige hinaus in Zusammenhänge, wie sie Rilke in der fünften Duineser-Elegie, die von den Saltimbanques handelt, zur Sprache bringt: «Aufrecht, da und gezeigt: des Dastehens großer Anfangsbuchstabe . . .»

Der Drang nach Entschwerung, nach Loslösung aus irdischer Verstrickung und in Verbindung damit das Streben nach dem Absoluten, nach Schönheit jenseits aller Kontingenz, zeigt sich sodann in Werken, die reine Konfigurationen sind und als solche dem Erzählerischen völlig entarten.

Zu Beginn der sechziger Jahre trat im Leben von Paul Bianchi eine wichtige Wende ein: er begegnete der Frau, die ihn verstand, die Licht und Wärme in seine Existenz brachte. Freilich, die vielen Jahre der inneren Vereinsamung hatten ihn gezeichnet, und wenn er sich auch empfänglich und dankbar erwies für die lösende Kraft, die ihm aus dieser späten Verbundenheit zukam, eine gewisse Lebensscheu blieb. Auch fernerhin lebte er zurückgezogen, ganz seiner Arbeit ergeben, an die er fest glaubte und für die er bereit war, Opfer zu bringen.

Unterstützt und ermutigt durch seine Frau, eine Lehrerin für Innen-Architektur, wandte er sich in der Folge mehr und mehr einer Gestaltung mit autonomen Formelementen zu. Doch hätte er sich missverstanden gefühlt, wollte man diese späteren Werke vornehmlich im Hinblick auf ihre dekorative Wirkung würdigen. Denn er maß dem symbolischen Gehalt höchste Bedeutung zu.

Diese Symbolik ist freilich nicht begrifflicher Art, sie fußt auf keiner Überlieferung, sondern wendet sich an die unmittelbare Empfindung und setzt auf seiten des Betrachters Phantasie und Einfühlungsgabe voraus.

Um nochmals Rilke zu zitieren: im 12. Sonett an Orpheus (2. Buch) heißt es: «Jener entwerfende Geist, der das Irdische meistert, liebt in dem Schwung der Figur nichts wie den wendenden Punkt.» In dem Jahrzehnt, das Paul Bianchi noch zu leben beschieden war, entstanden zum Teil Werke, die wie Gleichnisse zu diesen Worten des Dichters sind.

Sein letztes Werk war ein Relief, das er im Auftrag der Stadt Genf für das Naturkunde-Museum ausführte. Es ist eine klug durchdachte, schön ausgewogene Monumentalplastik, die sich gut in die Architektur eingliedert. In stilisierten Formen sind Urelemente wie Himmelskörper, Kristalle, Fossilien und Muscheln dargestellt.

Es war Paul Bianchi nicht mehr vergönnt, der festlichen Übergabe dieses Werkes an die Öffentlichkeit selber beizuwohnen. Ein Krebsleiden, von dem er nach zwei chirurgischen Eingriffen vor zwei Jahren geheilt zu sein glaubte, war erneut zum Ausbruch gekommen, und nun lag er, jeder Hoffnung auf Genesung beraubt, im Krankenhaus. Doch konnte er wenigstens noch von seiner Gattin die Nachricht entgegennehmen, daß sein Werk eine große allgemeine Anerkennung fand. Das war seine letzte Freude. In der Gewißheit, nicht umsonst unermüdlich an der Arbeit gewesen zu sein, verschied er 53jährig am 25. November 1973.

Hans Peter Mettier

Kantonsrichter Dr. iur. Silvio Curschellas



Das seit 1959 wieder erscheinende «Bündner Jahrbuch», welches wir nicht vermissen möchten, ist mit seinen Artikeln aus den verschiedensten Sparten das Spiegelbild unserer reichen Kultur. Der letzte Teil ist dem Andenken verdienter Verstorbener, welche mit Graubünden in Verbindung standen und dem Kanton wertvolle Dienste leisteten, gewidmet. Dabei ist die Selektion vom objektiven und subjektiven Standpunkt aus nicht

leicht. Wenn die Redaktion in der objektiven Auslese auch die Kantonsrichter dazuzählt, so kommt darin ganz allgemein die Wertschätzung für das Richteramt zum Ausdruck. Im Rechtsstaat steht neben der Rechtsetzung — für Staat und Bürger gleichermaßen wichtig — die staatliche Aufgabe des Rechtsschutzes und der Rechtsverwirklichung. Es ist Sache des Bundes und der Kantone, das in ihrem Gebiete geltende Recht sicherzustellen und im Streitfalle die Staatsgewalt für seine Durchführung einzusetzen. Dem dient die Einrichtung der kantonalen und eidgenössischen Gerichtsbarkeit, wobei den menschlichen und juristischen Qualifikationen des Richters eminente Bedeutung zukommt.

Als der am 21. Mai 1924 geborene Silvio Curschellas mit vierzig Jahren zum ordentlichen Mitglied des Kantonsgerichtes gewählt wurde, erfüllte er die Voraussetzungen für das Richteramt in geradezu idealer Weise. Als Sohn des Michel Curschellas aus Ruis und der Katharina Biscuolm von Somvix war es ihm vergönnt, zusammen mit der Schwester Anita in sonigen Verhältnissen aufzuwachsen. Vater Curschellas war kantonaler Milchinspektor, der sich mit Erfolg

leidenschaftlich in Wort und Schrift für die bedrängte Berglandwirtschaft einsetzte, Mutter Curschellas betrieb in Chur an der Grabenstraße ein Molkereigeschäft, dessen Liegenschaft die Eltern Curschellas käuflich erworben hatten. Im Elternhaus wurde romanisch gesprochen und der Kontakt zu den Verwandten in Ruis und Somvix intensiv gepflegt. Nach fünf Jahren Primarschule durfte der reich talentierte Knabe Silvio das Gymnasium an der bündnerischen Kantonschule beziehen, welches er 1943 mit einer glänzend bestandenen Matura verließ. Es folgten neun Semester unbeschwerten Studiums an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich mit dem 1951 erfolgten Doktoratsabschluß. Er dissertierte bei Professor Kägi mit dem Thema über «die Durchführung der Gewaltenteilung im bündnerischen Verfassungsrecht», eine reife und gründliche Arbeit, die den Rahmen einer Dissertation bei weitem sprengt. Ausgehend von der Lehre Montesquieus über das Prinzip der Trennung und Relativierung der Staatsgewalten, zeigt der Verfasser das historische Werden auf Grund der Zusammensetzung des Bündner Volkes aus ethnisch, politisch, konfessionell und sozial verschiedenen Gruppen, die die Staatsgewalt zwingt, in ihrem Handeln auch hier «die goldene Mitte» einzuhalten, ohne daß das Gewaltentrennungsprinzip unvermindert seine Bedeutung als «règle de sagesse politique» verliert.

Es war für den Verstorbenen selbstverständlich, sein Wirkungsfeld in Graubünden zu suchen. So treffen wir ihn zunächst als Praktikant und Substitut beim Kantonsgericht und im bekannten Advokaturbüro Dr. P. Metz. Anfangs 1953 erwarb er mit großem Erfolg das bündnerische Anwaltspatent, um anschließend eine eigene Praxis zu eröffnen, die sich bald einer guten Frequenz erfreute. Der Verewigte war aber viel zu vital, seine Interessen und inneren Bedürfnisse viel umfassender, als daß er sich in die Enge eines bloßen Juristendaseins hätte einpfirchen lassen. Früh schon schloß er sich aus innerer Überzeu-

gung der damaligen christlich-sozialen Partei an. Bald galt er als einer ihrer Prominenten, der in Chur jeweilen mit beträchtlichen Zusatzstimmen rechnen durfte. Rasch begann seine vielseitige fruchtbare öffentliche Tätigkeit, die nur stichwortartig angedeutet werden kann: Aushilfe als Untersuchungsrichter bei der Staatsanwaltschaft, Stellvertreter der früheren Anklagekammer, Mitglied des früheren Stadtrates und nachmaligen Gemeinderats von Chur, des Bezirksgerichtes Plessur (neun Jahre, davon die letzte Periode als Vizepräsident), Präsident der kantonalen Enteignungskommission VI (Bündner Oberland), sechs Jahre Mitglied des Großen Rates, 1959 Suppleant und seit 1964 ordentliches Mitglied des Kantonsgerichtes, seit 1966—1972 Rechtskonsulent der Stadt Chur, wobei er verschiedene Funktionen niederlegen mußte. Bei seinem Ausscheiden aus dem Kantonsgericht hat der damalige Präsident und jetzige Bundesrichter Dr. R. Raschein seine Wirksamkeit im Jahresbericht 1972 mit folgenden Worten festgehalten: «Dr. Silvio Curschellas gebührt für die wertvolle Arbeit im obersten kantonalen Gericht Dank und Anerkennung. Seine Dienste, die er als Stellvertreter und als ordentlicher Richter leistete, sind hoch einzuschätzen. Neben ausgezeichneten juristischen Kenntnissen kamen ihm reiche Erfahrungen in der Advokatur, in der Politik und in der Verwaltungstätigkeit zustatten.» Daß ihm die Mitarbeit in der kleinrätlichen Kommission betreffend Revision der Gerichtsorganisation und Vernehmlassung zur Totalrevision der Bundesverfassung außerordentlich zusagte, ist klar, besaß er doch hiefür die Voraussetzungen in selten hohem Maße. Seine letzte Wirkstätte sollte ab Sommer 1972 die Präsidial-Anstalt in Vaduz sein, ein international bekanntes Anwalts- und Treuhandbüro, wo ihm die juristische Mitarbeit oblag, eine Tätigkeit, die ihn voll zu befriedigen vermochte.

Im Mai 1973 befiel den Verstorbenen die schwere Erkrankung an Zungenkrebs. Ärztliche Kunst und zwei schwere operative Eingriffe waren lei-

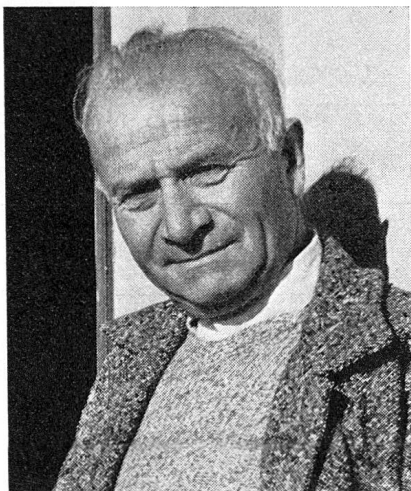
der erfolglos. Es folgte eine schwere Leidens- und Prüfungszeit, die er ergeben ertrug. Dem Tode sah er klar entgegen. Nur eines bereitete ihm schwere Sorgen, der Gedanke, seine ihm über alles geliebte und gütige Gattin Päuli, geborene Simeon, mit der er seit 1955 in glücklicher Ehe lebte, und seine ihm ebenso lieben Kinder Corina und Silvio zurücklassen zu müssen. Drei Monate vor seinem Ableben ließ er die im Text wiedergegebene Fotografie erstellen und fertigte eine Übersicht über Ausbildung und Praxis an.

Der Kalender zeigte den ersten Samstag des Jahres an, den 5. Januar 1974, als — nach franziskanischer Deutung — Bruder Tod ihn umarmte, um ihn mit frohem Schritt heim zum Vater zu führen. Dr. Curschellas hatte — noch nicht fünfzig Jahre alt geworden — ausgelitten. Am folgenden Dienstag erfolgte unter Anteilnahme eines außerordentlich großen Bevölkerungskreises auf dem Hof in Chur die Bestattung. Der Verblichene hinterläßt ein reiches Lebenswerk, das leider von einer gewissen Tragik begleitet war, worunter er litt. Nur wer ihn näher kannte, wird seiner Person gerecht. Als Kantonsrichterkollege durfte ich mich seiner Freundschaft erfreuen. Wer ihm eh und je Freundschaft schenkte, wurde dafür reichlich belohnt. Er war ein lieber, guter und edler Freund. Jede Bosheit war ihm fremd. Jedermann gegenüber war er wohlwollend und dienstbereit. Von Natur aus äußerst feinfühlig, war er intellektuell außerordentlich begabt, verbunden mit praktischem Sinn und glänzender Formulierungsfähigkeit, und dabei ein ebenso ausgezeichnet, frohgemuter Gesellschafter mit Erzählertalent und geistreichem Witz. Als Präsident des Vergnügungskomitees des Männerchor Chur stellte er diese seine Fähigkeit unter vollen Beweis. Seit der Kantonsschulzeit aktiver Fußballspieler, hielt er in der Folge auch dem Fußballclub Chur die Treue, dessen Präsident er zur Zeit seines Ablebens wieder war. Auch dessen Mitglieder wußten seine Freundschaft zu schätzen. Mit Chur stark verbunden, hielt

er ebenso Ruis und Somvix, den Heimortorten der Eltern und dem Romanischen, dessen Unterricht an der Kantonsschule er selbstverständlich

besuchte, die Anhänglichkeit. Der Dank für alles sei Dir, lieber Silvio, über das Grab hinaus zugesichert.
C. Maron

Dr. Hans Curjel



Im Januar dieses Jahres ist Dr. Hans Curjel in Zürich gestorben. Seine einstige Tätigkeit als Leiter des Stadttheaters Chur rechtfertigt eine Würdigung an dieser Stelle.

1896 in Karlsruhe als Sohn eines Architekten geboren, galten seine Interessen, mitgeprägt vom kunstliebenden Elternhaus, von Jugend an der Musik und der bildenden Kunst. Einem Musikstudium folgte die Ausbildung in Kunstgeschichte und Musikwissenschaften an den Universitäten Freiburg und München. Von 1925—1927 wirkte er als Vizedirektor der Kunsthalle Karlsruhe, betätigte sich dann als Kapellmeister am Düsseldorfer Schauspielhaus und zog, angezogen vom künstlerischen Zentrum Deutschlands, nach Berlin. Von 1927—1931 war er Dramaturg und Mitglied des Direktoriums der Krolloper unter Otto Klemperer. Mit revolutionären Inszenierungen von Stücken des historischen Repertoires und mit modernen Bühnenbildern suchte er gegenwartsnahes Musiktheater zu verwirklichen.

1933 emigrierte er nach der Schweiz, wo er in Zürich auf verschiedenen Gebieten tätig war.

An dieser Stelle soll seine kurze, aber sehr fruchtbare Tätigkeit am Stadttheater Chur gewürdigt werden.

Im Frühjahr 1945 nach dem Rücktritt von Minna Senges-Faust wurde die Leitung des Churer Theaters der Theater- und Tournéegegenschaft Zürich übertragen. Deren künstlerischer Leiter und damit der neue Direktor des Stadttheaters in Chur war Dr. Hans Curjel.

Mit Umsicht und Tatkraft trat er an die Aufgabe heran, ein Kleintheater aufzubauen, das trotz beschränkter Mittel hohen Anforderungen gerecht werden sollte. Beziehungen zu Theaterkreisen im ganzen deutschen Sprachbereich, eine gute Hand bei der Wahl der führenden Mitarbeiter und Geschick im Erkennen junger Talente ermöglichten ihm, ein Ensemble zusammenzustellen, das immer mehr zu einem Team heranwuchs, welches unter Führung des Direktors und seiner Mitarbeiter mit Hingabe und außerordentlicher Intensität die einzelnen Stücke erarbeitete. Oft wurde nach Proben und Vorstellungen in später Stunde diskutiert, der Gehalt eines Stückes ausgelotet, um Niveau in der Darstellung gerungen. Diese Atmosphäre heißen, oft hitzigen künstlerischen Bemühens und die sorgfältige organisatorische Vorbereitung führten dazu, daß die Spielzeit 1945/46 ein voller Erfolg wurde.

Nicht nur das Publikum und nicht nur die Bündner Presse würdigten das Gebotene. So lesen wir in der Weltwoche im März 1946: «Die Stadt Chur zählt nur 17 000 Einwohner und hat doch ein eigenes Theater. Das ist

ein Kulturkuriosum, aber das Theater ist gar nicht kurios, sondern so gut, daß sich auch eine Großstadt seiner nicht zu schämen brauchte.»

A. H. Schwengeler stellt im «Bund» fest, daß gerade in kleineren Häusern kleinerer Städte eine lebendig blühende, vorwärts drängende und wagemutige Form mimischer Kunst zu finden sei. Wörtlich führt er aus: «Aufs eindrucklichste wurden uns diese Verhältnisse anlässlich eines Besuches in der Hauptstadt Graubündens bewußt, wo im April die erste Saison einer Spielgenossenschaft zu Ende geht, deren Erfolg alle Erwartungen weit übertraffen hat. Unter der Leitung von Dr. Hans Curjel ist in der rätschen Kapitale seit Monaten Theater gezeigt worden, wie es wohl nicht nur die Churer noch nie so gut, sondern auch die Besucher aus dem Unterland seit langem nicht mehr so frisch zu sehen bekamen.»

In einem Rückblick auf die erste Spielzeit unter der Leitung Curjels schrieb der Tagesanzeiger: «Oder bedeutet es nicht einen moralischen Erfolg, wenn ein junges, mit viel Enthusiasmus geführtes Theaterunternehmen gleich im ersten Anlauf das Niveau derart heben kann, daß beispielsweise ‚Was ihr sollt‘ einmal gespielt werden konnte und die ‚Iphigenie‘ geradezu zu einem Kassenschlager wurde? Ein Erfolg, der gleichermaßen für die seriösen Tendenzen der neuen Theaterleitung, für die sorgfältige Arbeit der Regisseure und für ein teils aus erfahrenen Routiniers, teils aus begabten Debütanten bestehendes Ensemble wie auch für die theaterhungrigen Churer spricht...»

Die Hinweise auf den Spielplan in diesen Würdigungen zeigen, daß die künstlerischen Bemühungen von Dr. Curjel auf der einen Seite großen Werken der Theaterliteratur galten. Daneben aber galt die Aufmerksamkeit zeitgenössischen Werken: es sei nur an die unvergeßliche Aufführung des «Marius» von Marcel Pagnol oder an die Schweizer Uraufführung der «Flamme» von Hans Müller-Einigen erinnert.

Gastspiele hervorragender Künstler setzten immer wieder besondere Akzente; Curt Goetz und seine Gat-

tin gastierten im «Haus in Montevideo» von Curt Goetz, und Emil Hegetschwiler spielte in einem von ihm in Dialekt übertragenen Stück «Der Mann im Vorzimmer» meisterhaft den Theaterdiener Lorenz.

Ein einmaliges Erlebnis bedeutete die Uraufführung der Antigone-Bearbeitung von Bert Brecht, kam doch der berühmte Autor persönlich nach Chur, um das Stück zu inszenieren. Die modernisierte Antigone wurde von Publikum und Kritik sehr unterschiedlich aufgenommen, die direkte Konfrontierung mit Tendenzen modernsten Theaters war für Chur ein einmaliges Theaterereignis, das wohl nur dank der engen Beziehungen Curjels zum Berliner Theaterleben in der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg möglich wurde.

Ganz der Moderne verpflichtet war auch der Theaterabend, der Oskar Wildes «Salome» und «Die Geschichte vom Soldaten» von Ramuz mit Musik von Igor Strawinsky bot. Die von mitreißendem Schwung getragenen Aufführungen setzten besondere Akzente in der Ära Curjel. Das starke Engagement des Theaterleiters für diese moderne Kunst kam auch darin zum Ausdruck, daß Dr. Curjel selbst ans Pult trat und das Ensemble mit sicherer Einfühlung durch die Partitur Strawinskys führte.

Das Bild des Theatermannes mit weit gespannten Interessen, weltweiten Verbindungen und unermüdlicher Intensität im künstlerischen und organisatorischen Schaffen wäre unvollständig ohne einen Hinweis auf das Verständnis für die Gegebenheiten kleinräumiger Verhältnisse. Diesem Verständnis verdankt nicht nur Chur wertvolle Theatererlebnisse, auch eine Reihe größerer Ortschaften im Kanton konnte durch Gastspiele am Churer Theaterfrühling teilhaben. Diese Gastspiele brachten der Theaterleitung ein beträchtliches Maß an Mehrarbeit und an organisatorischen Schwierigkeiten; trotz dieser Belastungen suchte Dr. Curjel immer wieder nach Möglichkeiten, die regionale Aufgabe des Stadttheaters zu erfüllen.

Nach der praktischen Theatertätigkeit in Chur entfaltete Dr. Curjel

eine vielseitige Tätigkeit als Kunstschriftsteller, so als ständiger Mitarbeiter am «Werk», als Kunstkritiker und als Dozent in vielen musik- und kunstgeschichtlichen Kursen. Am deutschen Radio war er ein geschätzter Mitarbeiter in vielen Sendungen.

Nun ist ein reiches, der Kunst gewidmetes Leben zu Ende gegangen. Die Ära Curjel an unserem Stadttheater lebt in der Churer Theaterchronik als leuchtende Erinnerung weiter.

Hans Meuli

Prof. Dr. Manfred Szadowsky



Von den Kantonsschullehrern, die uns, die Maturanden von 1926, herangebildet haben, ist nun Prof. Dr. M. Szadowsky als der letzte verschieden. Sieben Jahre lang, von der untersten bis zur obersten Klasse, hat er uns im Deutschunterricht geleitet und mit wesentlichen Werken der deutschen Literatur vertraut gemacht, aber uns auch Eigenart und Ausdruckskraft der Muttersprache zu erschließen gewußt. Gerade in der stilistischen Beurteilung der Aufsätze scheute er keine Mühe des Korrigierens, und dafür wissen ihm heute noch seine ehemaligen Schüler besonderen Dank.

Prof. Szadowsky war damals ein junger begeisterter und auch begeisterter Lehrer, der in der Heranbildung der Jugend den Auftrag seines

Lebens sah. Seine eigene Kindheit und Schulzeit hatte er in Rorschach und St. Gallen verbracht, wo er den Vater früh verloren hatte und zusammen mit zwei Schwestern unter der Sorge einer von ihm stets verehrten Mutter aufwuchs. An der St. Galler Kantonsschule genoß er einen ihn vor allem mitprägenden Unterricht in Deutsch bei dem künstlerisch anregenden Otto Lüning und in Geschichte bei dem bekannten Historiker Johannes Dierauer. Entscheidende Eindrücke übten auf den jungen Menschen, der früh ein guter Klavierspieler war, die großen symphonischen Werke der klassischen und romantischen Musik deutscher Meister bis auf den damals modernen Richard Strauß. Offenbar wirkte in seiner musikalischen Begabung und Empfänglichkeit das Erbgut seines Großvaters Heinrich Szadowsky (1828—1878) nach, der als politischer deutscher Flüchtling nach 1848 — wie auch Richard Wagner, Gottfried Semper und andere — in die Schweiz gekommen war und hier als angesehener Musiklehrer, Organist und Orchesterdirigent, befreundet mit bedeutenden Zeitgenossen wie Wagner und Liszt, aufbauend wirkte. Von ihm, der zu den Mitbegründern des Schweizer Alpenclubs gehörte, hat unser Deutschlehrer wohl auch seine Liebe zu den Bergen «geerbt».

In die Hochtäler und auf die Gipfel der Bündner Alpen zog es den Heranwachsenden in St. Gallen und den spätern Studenten der Germanistik stets von neuem. Als nach Abschluß des Studiums mit dem Doktorat bei dem bedeutenden Sprachwis-

senschafter und ersten Kenner der schweizerdeutschen Mundarten, Prof. Albert Bachmann, an der Bündner Kantonsschule eine Deutschlehrstelle frei wurde, fand M. Szadowsky hier, wo einst auch sein Großvater sechs Jahre lang gewirkt hatte und wo er selbst nun mitten in den geliebten Bergen unter einem eigenartigen Menschenschlag, der ihm längst vertraut geworden war, wirken konnte, das Ziel seines Lebens. «Es ist eine wundervolle Aufgabe oder eher Erlaubnis, immer wieder Schüler in der deutschen Sprache zu unterrichten und immer wieder junge Menschen mit den höchsten Werken und Werten des deutschen Schrifttums vertraut zu machen... und für alles Große und Herrliche zu begeistern, immer wieder selbst begeistert zu entdecken und jungen Gemütern zu schenken», schreibt er noch rückblickend im hohen Alter.

Von 1912—1951, vom 26. bis zum 65. Lebensjahr, hat M. Szadowsky an der Bündner Kantonsschule «in der noch vornehm stillen Kleinstadt Chur» lehrend gewirkt und dazu auch andauernd wissenschaftlich gearbeitet. Seine sprachwissenschaftlichen Probleme, mit deren Lösung er die Gesamtgermanistik durch aufschlußreiche Beiträge über das Sprachleben bereicherte, wofür ihm auch Anerkennung weit über die Landesgrenzen hinaus zuteil wurde, fand er vor allem in den Walsermundarten Graubündens. Die Materialien holte er sich denn meist auch nicht aus alten Dokumenten, sondern unmittelbar vom Munde des Volks, bei den Berglern von Avers, Safien, Monstein und andernorts. Im Gespräch mit einfachen Leuten füllten sich seine Notizbüchlein. Diese haben manches nun längst verschollene Zeugnis ehemals walsederdeutschen Ausdrucks noch festgehalten, das dann auch, wohlverzerrt, dem Schweizerdeutschen Wörterbuch zugekommen ist. Es vergehe kein Tag, gestand einer der Redaktoren dieses nationalen Werks, ohne daß man sich

jetzt mit einem bündnerdeutschen Beleg in der markigen Handschrift Prof. Szadowskys zu beschäftigen habe. Im Jahr 1930 habilitierte sich der Gelehrte an der Universität Zürich und hielt hier Vorlesungen und Übungen im ganzen Bereich der Germanistik ab, vor allem aber auch über die schweizerdeutschen Dialektverhältnisse.

Daß er während dieser dreifachen Beanspruchung durch Mittelschulunterricht, Hochschullehre und Wissenschaft, für die alle er dieselbe ernste Verantwortung trug, noch Werke wie das Buch über «Abstrakta des Schweizerdeutschen» (1933) und umfassende wissenschaftliche Aufsätze zur Namenkunde wie zur hochalemannischen, altfriesischen und nordischen Syntax schaffen konnte, ist ein erstaunliches Zeugnis für Prof. Szadowskys geistige Arbeitskraft. Bei allem fand er aber noch immer Zeit und körperliche Stärke für Wanderungen und Touren in seiner geliebten Wahlheimat. Wie schon den jungen Mann zog es auch den älter gewordenen noch immer vom Schreibtisch fort nach den Hochtälern, wo er wandernd und im Gespräch mit den bodenständigen Bewohnern sein wissenschaftliches Werk vorbereitete. Aber es trieb ihn auch immer wieder hinauf in einsame Höhen. Wieviele Gipfel er im Laufe seines Lebens bestiegen hat, das hat er wohl selbst kaum mehr gewußt. Noch mit 65 Jahren erreichte er die Spitze des Piz Bernina. Graubünden, wo er seine Schule innehatte, wo ihm nun, nach Vermählung mit Helene Burckhardt aus Basel, auch eine Familie erwuchs und wo ihm Natur, Menschen und ihre Sprachwelt längst lieb geworden waren, wollte er nicht mehr verlassen! Auch als verlockende Angebote für die Wirksamkeit an der Universität an ihn herantraten, entschied er sich fürs Bleiben in den rätschen Bergen. «Für mich ist Graubünden von Jugend auf das geliebte Wander- und Wunderland gewesen. Das Gebirge

mit seinen Jahreszeiten und Blumen, mit Fels und Eis immer wieder zu erleben, hohe und höchste Bündnerberge zu besteigen, aber auch jeden Frühling und jeden Herbst den nahen Montalin und die Sayserköpfe, ist mir immerfort Herzenssache gewesen» — das lesen wir noch in seinem von Dankbarkeit an Schöpfer und Schöpfung erfüllten späten Lebensbericht.

Wie einst sein Großvater, der frühe Alpinist, welcher auch besinnlich über Bergmusik zu schreiben wußte, hat Prof. Szadowsky nicht nur mit den Augen die formen- und farbenreiche Alpenwelt aufgenommen, sondern dazu mit feinem Ohr den melodischen Klang der Alpenbäche und Wasserfälle vernommen. Unser Deutschlehrer war eben eine grundmusikalische Persönlichkeit. Er hat stets Konzerte besucht, zu Hause gern die Kammermusik gepflegt und hat bei den Aufführungen von Bachs Matthäuspasion in der Martinskirche mehrmals den Evangelisten am Cembalo (Klavier) begleitet. Über die Calvenmusik Otto Barblans, in der er seine Wahlheimat musikalisch verklärte, hat er eine einführende Würdigung geschrieben.

Uns Schüler aber hat er durch seine umfassende künstlerische Begabung nicht nur mit deutscher Sprache und Dichtung vertraut zu machen vermocht; er hat uns durch den Hinweis auf wertvolle Konzerte und durch die Betrachtung von malerischen Werken auch etwas von seiner Liebe zur klingenden und bildenden Kunst zu übertragen verstanden.

Prof. M. Szadowsky war eine vielseitig begabte, aber auch höchst eigenwillige Persönlichkeit von durchaus konservativer, das heißt bewahrender, evangelisch-christlicher Haltung, ein Mensch, der für die Werte, die er als bleibend und tragend erkannt hatte, bis zuletzt ohne Wanken stand und in einer wankenden Zeit lehrend und bekennend auch ändern solchen Halt schenken wollte.

Paul Zinsli, Bern

Kanzleidirektor Dr. Peter Seiler



Die große Trauergemeinde, die am 21. März 1974 von Dr. Peter Seiler selig Abschied nahm, gedachte leidenerfüllt des am 18. März 1974 Verstorbenen; dahingerafft vom plötzlichen Tod während der mittäglichen Unterbrechung der Regierungssitzung, wahrhaftig deshalb im Dienste des Kantons. War dieser Abschied nicht gleichsam Kennzeichen seines ganzen Wirkens?

In Chur wurde Peter Seiler am 14. Juni 1918 geboren, und hier absolvierte er die Schulen bis zur Matura, um dann in Zürich, Rom und Bern dem juristischen Studium zu obliegen, das er mit dem Doktorat abschloß. Der damaligen Zeit entsprechend begann seine berufliche Laufbahn in Montreux als juristischer Mitarbeiter der eidgenössischen Kriegswirtschaft. Schon 1944 kehrte er aber nach Chur zurück. Als juristischer Beamter der kantonalen Steuerverwaltung fand er ein Betätigungsfeld, dem er sich auch in seinem späteren Amt eng verbunden fühlte. Hier und in seiner eigentlichen Lebensaufgabe als Kanzleidirektor des Kantons Graubünden seit 1. Juli 1953 gab es für Dr. Peter Seiler ein Richtmaß für seine Tätigkeit: die Bewältigung jeder gestellten Aufgabe nach bestem Wissen und Vermögen.

Als besorgter Stabschef und erster Mitarbeiter der Regierung, als bewährter Protokollführer und Berater des Großen Rates, als beliebter Vor-

gesetzter der Standeskanzlei, als bestrebt Informations-Mittler zwischen Verwaltung und Öffentlichkeit; jeder Aufgabe galt seine volle Anteilnahme, sein rückhaltloser Einsatz. Hohe Intelligenz, Klarheit des Denkens, tiefes Verantwortungsbewußtsein, unbeirrbares Sachlichkeit und ausgeprägtes Rechtsempfinden waren die Grundlagen seines vielseitigen, erfolgreichen Schaffens auf dem Gebiete der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Rechtspflege, die alle zu seinem breiten Wirkungsbereich gehörten.

Demokratie und Rechtsstaat, Gewaltenteilung und Legalität der Verwaltung bedeuteten für Dr. Peter Seiler nicht ferne Erinnerungen an sein juristisches Studium. Sie blieben ihm Leitlinie für seine Arbeit bis zum letzten Tag. Lauterkeit der Gesinnung, gleichsam augenfällig werdend in der Sauberkeit seiner Arbeit, auch seiner Sprache in Wort und Schrift, prägte sein Bild, wie es vor uns bleibt. Diese Einstellung und Eigenschaften bestimmten nicht allein seine Arbeitsweise, sondern gleichermaßen seine Haltung gegenüber den Mitmenschen. Sie war getragen von einer hohen Auffassung von Dienstbereitschaft und Treue, von Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit und echter Menschlichkeit.

Daß der Verstorbene sich während vollen drei Jahrzehnten unseren kantonalen Aufgaben widmete, bezeugt nicht nur seine Verbundenheit mit Chur und Graubünden, sondern ebenso sehr seine Bereitschaft zum Dienst für die Gemeinschaft. Seinen Einsatz fanden aber auch weitere Obliegenheiten, so auf eidgenössischer Ebene als angesehenes Mitglied von Expertenkommissionen und im Kreise seiner Amtskollegen, der kantonalen Staatsschreiber und Kanzleidirektoren. Staatliches Wirken war für Dr. Peter Seiler Dienstleistung für das Gemeinwesen und für den Mitmenschen. Er maß der staatlichen Gemeinschaft einen hohen Stellenwert zu, obgleich er nicht den Individualisten in sich selbst leugnete. Dem Gemeinwesen galten seine Anteil-

nahme und sein Einsatz; und doch stand bei ihm der Mensch im Mittelpunkt. Und darin lag kein Widerspruch: denn nicht dem Staat als Selbstzweck diente der Verstorbene mit aller Hingabe, sondern dem Staat als Beschützer und Förderer des Menschen, als Garant für Recht und Ordnung, für soziale Sicherheit und wirtschaftliche Unabhängigkeit, als ausgleichender Kraft zwischen Starken und Schwachen.

Und so wie die Funktion des von ihm mitbetreuten Staatswesens ordnete er seine eigene Aufgabe ein. Nicht als Selbstzweck, nie auf sich selbst ausgerichtet. Dem Ganzen verpflichtet, auch im Kleinen des Alltags. Diesem Kleinen, Alltäglichen galt seine Sorgfalt ebenso wie den großen Aufgaben. Vom gleichen Geiste getragen waren seine Beziehungen zu Mitarbeitern, Untergebenen und Kollegen: liebenswürdig, loyal, korrekt und doch bestimmt, gradlinig, stets bereit zur Übernahme der vollen Verantwortung. Loyalität, Verlässlichkeit und Liebenswürdigkeit kennzeichneten auch sein Verhältnis zu Vorgesetzten und Behörden.

Auf dieser Grundlage und Einstellung gegenüber Mitmenschen und Gemeinschaft fußten Lebensweise und Wirken von Dr. Peter Seiler, in der täglichen Arbeit mit ihrer Vielfalt, im Verkehr innerhalb und außerhalb der Verwaltung, aber auch sein Privatleben, sein glückliches Familienleben mit Gattin und drei Kindern, und seine zwischenmenschlichen Beziehungen überhaupt. Das machte ihn zu dem, was er so vielen bedeutete: zu einer hervorragenden Persönlichkeit, deren Lebenswerk im Dienste der Allgemeinheit stand und sich — zu früh für alle, die ihm verbunden waren — darin vollendete, im Dienste insbesondere für unseren Kanton, den er erst verließ, um sich zur letzten Ruhe hinzulegen.

Keines Monumentes bedarf es zum Gedächtnis an Dr. Peter Seiler. Sein Lebenswerk, die hingebungsvolle, beispielhafte Pflichterfüllung, steht dafür da. Sein Leben und Wirken im Dienste von Bürger und Staat bleiben uns eindrückliches Beispiel.

Leon Schlumpf

Gottardo Segantini



Gottardo Segantini wurde am 25. Mai 1882 in Pusiano in Italien geboren als erstes Kind des großen Meisters Giovanni Segantini. Er verlebte seine ersten Kinderjahre in Oberitalien in der Brianza. Im Jahre 1886 zog Giovanni Segantini mit seiner Familie nach Savognin ins Oberhalbstein, wo er bis 1894 blieb, begeistert und fasziniert von der Bergwelt, die ihn zum malerischen Erfassen ihrer Lichtfülle anregte. Gottardo Segantini wuchs in dieser ihm neuen Welt mit seinen Geschwistern weiter auf, und die Eindrücke des Großartigen der Berge und der Feinheit der Natur, das Erleben der Landschaft, der Kontakt mit den Menschen und den Tieren erfüllten ihn und blieben in ihm wegweisend bis zu seinem Lebensende. Sie prägten ihn zu dem ruhigen, eher stillen Menschen, der in tiefem Erleben und im Nachsinnen die Natur liebte, die Menschen zu verstehen trachtete und ihnen immer mit Güte entgegenkam.

Nach Maloja, seinem endgültigen Ziel, übersiedelte Giovanni Segantini mit seiner Familie im Jahre 1894 und baute sich dort das Segantini-Haus mit seinem Atelier, in welchem eine ganze Reihe der besten Werke des großen Meisters entstanden. Nur fünf Jahre waren ihm vergönnt, mit seiner Familie in Maloja zu leben, dann er-

eilte ihn der Tod auf dem Schafberg, während er an dem Bilde das «Sein» des Tryptichons arbeitete. Die fünf Jahre Maloja waren für die Familie Segantini glückliche Jahre. Gottardo Segantini und seine Geschwister wuchsen zur Freude ihrer Eltern zu begeisterten jungen Menschen heran, erhielten ihre Ausbildung durch einen Hauslehrer, verfolgten mit Verehrung die künstlerische Tätigkeit ihres Vaters und machten sich mit seinem philosophischen Gedankengut vertraut. Ihre Mutter, die treue Begleiterin ihres Vaters, auch beim Malen, wo sie ihm aus interessanten Büchern vorlas, führte das Haus in gastfreundlicher Art, und ein großer Kreis von Freunden aus aller Welt konnte schon damals, wie auch später immer, im Segantini-Haus interessante und bereichernde Stunden erleben. Diese Tradition wurde von Gottardo Segantini und seiner Familie weiter gepflegt, vor allem auch von seiner Schwester, Bianca Segantini.

Nach dem Tode seines Vaters begann Gottardo Segantini sich mehr und mehr um die Kunst zu interessieren. Er studierte in Mailand und in München Malerei, und vor allem perfektionierte er sich in der Technik der Radierungen, die er bald meisterhaft beherrschte und in welchen er zahlreiche Reproduktionen der Bilder seines Vaters in feinstem Empfinden derselben und im Gefühle der Verehrung für seinen Vater ausführte. Er entwickelte sich in den Radierungen weiter mit eigenen Entwürfen und eigenen Werken, die rasch großen Anklang fanden. In der Folgezeit widmete sich Gottardo Segantini mehr und mehr der Malerei, vorerst ganz in der Technik seines Vaters, später in einer noch verfeinerten, eigenen divisionistischen Technik.

Während Gottardo Segantini die Sommermonate immer in Maloja verbrachte, hielt er sich mit seiner ersten Frau, Mathilde Krug von Nidda, während der Wintermonate von 1902 bis 1908 in Rom auf, wo er sich auch in der Malerei weiter ausbildete und eine ganze Reihe seiner bedeutenden Frühwerke entstanden. All diese Wer-

ke weisen die Merkmale des zeichnenden Divisionismus auf. Das Problem des Lichtes beschäftigte Gottardo Segantini, wie es seinen Vater beschäftigt hatte, und gerade in seiner verfeinerten, divisionistischen Technik und in der hellen Farbskala seiner Bilder erreichte er eine meisterhafte Transparenz.

Noch kurz vor seinem Tod durfte ich das Atelier Gottardo Segantinis aufsuchen; diesen Raum, den Giovanni Segantini erbaut hatte und in welchem Gottardo Segantini im Geiste seines Vaters und in der feinfühligsten, durchgeistigten Art seiner Persönlichkeit malte. Das erste große Gemälde, die «Pietà», 1902 entstanden, beeindruckt durch die Tiefe der Empfindung, die es ausstrahlt, durch die transponierte Wiedergabe des religiösen Motives in der Erhabenheit der Bergwelt. Sein letztes Gemälde «Plaun da Lej», an dem er noch letzten Sommer gemalt hat, steht ebenfalls im Atelier, unvollendet, die Landschaft von «Plaun da Lej» mit dem Silsersee in tiefem Blau gehalten, mit einem hellen Himmel, einem fast transparenten Bergkranz und einem Vordergrund mit einer zart grünen Wiese, durchsetzt von blauen Rittersporen und eingerahmt von einer Lärchengruppe und einer Föhrengruppe. Dieses Bild wirkt wie ein wohlklingender Akkord der Schönheit unseres Oberengadins. Mit diesem harmonischen Schlußakkord hat Gottardo Segantini sein Lebenswerk als Maler beendet.

Die Harmonie der Kunst im weitesten Sinne, das harmonische Einleben und die entsprechende Wiedergabe in seinen Werken prägten Gottardo Segantini zu der Persönlichkeit, welche trotz intensiven Erlebens unserer jetzigen Zeitepoche, die emotiven und neurotisch beeinflussten Aberrationen in der Kunst des 20. Jahrhunderts wohl studierte und betrachtete, ihnen aber nicht zum Opfer fiel.

Seine Erziehung, seine Bildung, sein kulturelles Interesse, sein philosophisches Wissen und Empfinden, sein Stolz und seine Güte bewahrten ihn als Künstler davor, das Negative und Perverse, das Schreckliche und Zerstörende unserer Zeit unbewältigt wiedergeben zu müssen, wie das lei-

der in der modernen Kunst nur all zu oft der Fall ist.

Das Lebenswerk Gottardo Segantini beweist, wie sehr Kunst von der Persönlichkeit abhängt und wie sehr die Werke eines Künstlers dessen Wesen und dessen Seele ausstrahlen und wie der Beschauer die Ruhe des Erlebens und Empfindens des Künstlers und seine schöpferische Kraft mitempfinden kann.

Gottardo Segantini liebte Maloja, diesen wilden Paßübergang, dem Wind und Sturm ausgesetzt, im Winter tief verschneit, im Frühling und Sommer im zarten Grün der Bergwiesen, geschmückt mit den frohen Farben der Bergblumen und dem tiefen Rot der Alpenrosen. Nur wenig Motive für seine Bilder suchte er in der Fremde, in Norditalien, in Mailand oder im Tiefland der Schweiz. Die meisten Motive fand er in unserer Berglandschaft, die er so sehr verehrte und liebte. Er zog hinaus, begleitet von seiner Frau Charlotte, die ihm auch beim Malen vorlas, oder von seinen Töchtern aus erster Ehe, Romana, Graziella und Bice, von seinem Sohn Pietro oder seiner Tochter Gioconda, vertiefte sich in seine schöpferische Arbeit, die er mit sicherem Können und ernstem Fleiß bewältigte.

In zahlreichen philosophischen Betrachtungen, Gesprächen, Schriften und Briefwechseln hat Gottardo Segantini seinen tiefen Glauben an die Natur, an die Schöpfung und sein ehrfurchtsvolles, religiöses Empfinden geäußert. Schon als 16jähriger, in einem Dankesbrief an Herrn Pfarrer Camille Hoffmann, für ein geschenktes Märchenbuch, äußert Gottardo Segantini sein staunendes und beglückendes Empfinden des Überirdischen, indem er schreibt: «Wir werden so schöne Augenblicke in dieser unmöglichen Welt erleben, die nie gewesen ist und die doch lebt, gelebt hat und für die Ewigkeit leben wird und die die Welt der Märchen genannt wird, wo das Gute nie ohne Belohnung bleibt und das Üble nie ohne Strafe.» Diesem Empfinden blieb Gottardo Segantini zeit seines Lebens treu in der Wirklichkeit, mit all ihren Schwierigkeiten, Kämpfen und Enttäuschungen.

Niemals konnte man bei ihm eine negative Einstellung dem Geschehen gegenüber erfahren, nie eine abschätzige oder kränkende Äußerung hören. Die Sicherheit und innere Ruhe seiner Persönlichkeit strahlte stets von ihm aus und spiegelt sich in seinen Werken. Gottardo Segantini hat nie mit großen Ausstellungen brilliert, seine Werke fanden den Weg zu den Kennern und Sammlern und in die Galerien.

Freundschaftliche Bande mit den Malern Hodler, Amiet, Kreidolf, Giovanni und Augusto Giacometti und vielen anderen bereicherten gegenseitig ihr künstlerisches Erleben und Schaffen.

Im öffentlichen Leben bekleidete Gottardo Segantini während vieler Jahre das Amt eines Gemeinderates von Stampa, und er besuchte die Sitzungen oft zu Fuß, trainiert und nie ermüdend, wie er auch in seiner Arbeit war. Um die Belange Malojas interessierte und kümmerte sich Gottardo Segantini bis in seine letzte Lebenszeit. Das Schicksal des Oberengadins und seiner Natur lag ihm am Herzen. Im Comitato der Gesellschaft für das Segantinimuseum wirkte er seit mehr als 50 Jahren als wert-

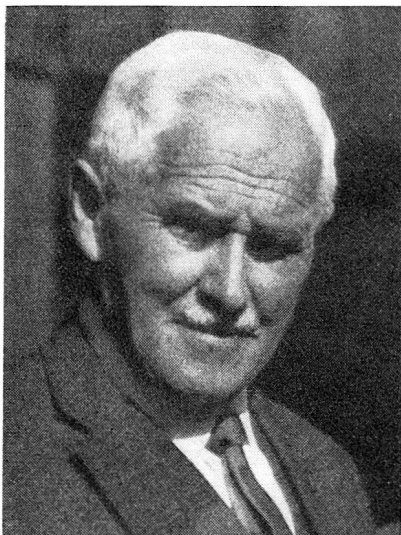
volles Mitglied, dessen Ratschläge und Voten stets Beachtung fanden. Sein sicheres Kunstverständnis, sein großes Wissen und Können stellte er der Gesellschaft für das Segantinimuseum stets zur Verfügung beim Organisieren von Ausstellungen von Giovanni Segantini und bei der Abfassung von Artikeln und biographischen Beiträgen.

Am 18. Juni, an einem stürmischen, grauen Tage, wurde Gottardo Segantini im Beisein seiner großen Familie und eines engen Freundeskreises im schönen, stillen Friedhof von Maloja zur letzten Ruhe gebettet. Pierin Ratti sprach am Grabe im Namen aller, die Gottardo Segantini in Freundschaft und in Verehrung verbunden waren, treffende und herzliche Worte, die die Dankbarkeit aller, die Gottardo Segantini kannten, ausdrückten.

Die Enkelkinder des Dahingegangenen, dieses junge, blühende Leben der Familie Segantini, die große Freude seiner letzten Lebensjahre, ist für alle ein Zeugnis der Unvergänglichkeit des Lebens, an die Gottardo Segantini so sehr glaubte und in deren Sinne wir alle ihm ein ehrendes und dankbares Gedenken bewahren.

P. R. Berry

Hans Bardill



Hans Bardill wurde am 15. September 1897 in Pany geboren. Dort starb er, fast siebenundsiebzigjährig,

am vergangenen 6. Juli. Der Tod erlitt ihn während seiner Feldarbeit, beim Einbringen der Heuernte. Auf solche Weise erfüllte sich sein Lebensschicksal in fast gleichnishafem Sinne. Denn wenn es ihm auch nicht vergönnt war, ja es ihm in seiner Bescheidenheit wohl nicht einmal darum gegangen sein mochte, die Ernte seines Schaffens voll einzubringen, war der Verstorbene ein rastloser Arbeiter, der den Schweiß und die Mühen, aber auch den Segen und die Wohltaten treuer Pflichterfüllung an sich selbst in überreichem Maße erfahren durfte. Die Berufsausübung als Lehrer und Sekundarlehrer genügte ihm allein nicht. Er wollte darüber hinaus auch Diener am Volkwohl sein. So nahm er sich denn aller öffentlichen Belange an, die an ihn

heran traten. Einer Unzahl von Gemeinschaften und Organisationen gehörte er an, lieb ihnen schon als junger Schulmeister und fortgesetzt bis in die Altersjahre hinein seine besten Kräfte, bis diese allmählich schwanden. Unsere Talschaften besaßen zu allen Zeiten und besitzen zum Glück heute noch derartige Männer, die bereit und fähig sind, sich für ihre Heimat aufzuopfern, Männer, die nicht aus Postenjägerei, sondern aus innerer Notwendigkeit eine Vielzahl von öffentlichen Aufgaben übernehmen. Ein solcher Diener im Weinberg des Herrn war Hans Bardill. Die Entwicklung seines Heimattales Prättigau in den letzten fünfzig Jahren auf politischem, sozialem und kulturellem Gebiet ist und bleibt mit seinem Namen untrennbar verbunden. Spitalverein, Bauernverein, Krankenkassenwesen, Turn- und Gesangswesen und vieles andre an kulturellen Errungenschaften hatten ihn zum Mitträger und Mitgestalter. Dabei war er kein lauter Dränger, sondern im Grunde ein einsamer Einzelgänger. Bedächtig und vorsichtig in seinem Urteil, zurückhaltend in seinen Äußerungen, wohlwollend in der Beurteilung der Gegenmeinungen, verkörperte er in seinem Wesen den grundehrlichen Menschen, dem es um die Sache, nie um irgend einen persönlichen Vorteil ging. Hans Bardill stellte gewissermaßen den Idealtyp des Schulmeisters dar, der über die Aufgabe seines eigentlichen Berufes hinaus Volksschulmeister sein will. Aber er war hierin kein Kämpfer. Das Polemische, Laute lag ihm fern, dem Spektakel ging er aus dem Weg. Aber wo es um aufbauende Arbeit ging, da drückte er sich nicht. Wieviele Enttäuschungen und Rückschläge mag er dabei empfangen haben, wieviele Verunglimpfungen von seiten des übelwollenden Gegners, wieviele Fehlbeurteilungen seines Wirkens sogar von Freundesseite? Ach, wer Volksfreund sein will, muß es sich gefallen lassen, in gewissen Situationen auch als Volksfeind apostrophiert zu werden. Hans Bardill widerfuhr auch dieses Schicksal. Er trug es gelassen und flüchtete sich in sein Inneres. Lebensnot und die Herbheit eigener uner-

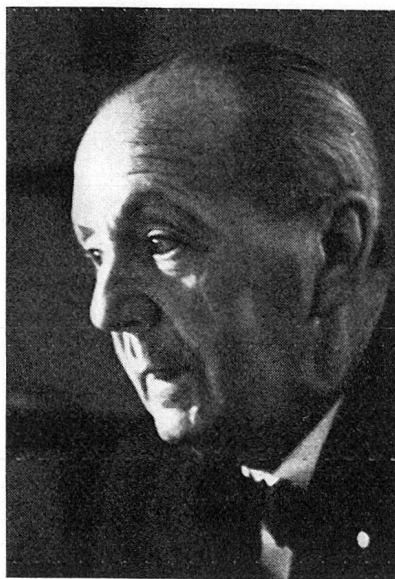
füllter Sehnsüchte, aber auch die ungebrochene Freude am Dasein mit all seiner Schönheit und Problematik ließen ihn zum Volksschriftsteller werden. Er verfaßte zahlreiche Erzählungen und veröffentlichte vor fünfundzwanzig Jahren auch einen Roman mit dem Titel «Noldi, der Kämpfer». In ihm fand manches Niederschlag, was der Verfasser an seinem eigenen Leib erfahren haben mochte oder was sein empfindsames Herz aus fremden Lebensschicksalen registriert hatte. Der Held des Geschehens, Arnold, ist ein einfacher Jungbauer, dessen Christlichkeit sich nicht mit dem sonntäglichen Gottesdienst begnügt, sondern der für seine Mitmenschen, für Gemeinde und Talschaft in wahrhaft christlichem Sinne wirken will. Ohne Aufhebens, aber auch ohne falsche Rücksichtnahme opfert sich der junge Mann für seine Ideale auf, nimmt Verunglimpfungen, Verrat und Niederträchtigkeiten in Kauf, einzig und allein, um dem Guten, dem Edlen, dem Volkswohl zu dienen. Dabei ist Noldi im Grunde seines Herzens kein Stürmer, sondern

ein Dulder, ein Mann mit vielen Hemmungen und Nöten, der sich nicht einmal als fähig erweist, seine jugendliche Herzensfreundin für sich zu gewinnen, ein Held, der nicht durch seine Tatkraft überzeugt, sondern durch sein Duldertum und der als geistiger Sieger erst nach seinem aufopfernden Tod bei einem kleinen Kreis seiner Zeitgenossen überlebt. Ein Nachfolger Christi.

Auch im Leben und Wirken Hans Bardills tritt dieses christliche Dienertum deutlich in Erscheinung. Auch in seinem Leben zählen nicht die äußeren Erfolge, besitzen die zahlreichen politischen und Vereinsposten, die er bekleidete, kein entscheidendes Gewicht, sondern dem Volk, seinen Mitmenschen, werden sein stilles, treues Wirken, seine ausgleichende, unkämpferische Gelassenheit, mit der er sich trug, sein privates und öffentliches Dienertum in Erinnerung bleiben. Ein Mann aus dem Volk, der für das Volk wirkte, hat von ihm Abschied genommen.

Peter Metz

Dr. med. Max Schmidt



Dr. Max Schmidt, Spezialarzt für Ohren-, Nasen-, Halskrankheiten (ORL), wurde als Sohn von Dr. med.

Christian Schmidt und der Mathilde, geb. Schläpfer, am 11. Juni 1898 in Wald-Schönengrund AR geboren. Sein Vater wirkte daselbst als praktizierender Arzt. Nachträglich, als Spezialarzt ORL, unter Prof. Siebenmann in Basel ausgebildet, übersiedelte er 1901 nach Chur, und von 1909 an praktizierte er im Hause Ottostraße 19. Die Jugendjahre verbrachte Max mit seinen Brüdern Paul und Walter in einem harmonischen Familienkreise. Während der Kantonsschule war er Mitglied des KTV, begeisterter Bergsteiger, Skifahrer und erfolgreicher Eishockeyspieler. Sehr interessiert für Naturwissenschaften, ein Erbstück sowohl seines Vaters als auch seines Onkels Conradin Schmidt in Rothenbrunnen, entschloß er sich nach der «Kriegsmatura» zum Medizinstudium. Seine Semester absolvierte er in Lausanne, Zürich, Gießen und Berlin.

Nach bestandenen Staatsexamen war er Assistent bei Dr. Ruppanner in Samedan und bei Prof. Oppikofer in Basel. Es folgten noch Studienaufenthalte in Paris und London, bevor er seine Praxis im Oktober 1929 im Hause der Schweiz. Kreditanstalt in Chur eröffnete. 1930 verheiratete er sich mit Antonia Buchli aus Chur. Der sehr glücklichen Ehe entsprossen keine Kinder. Umsomehr freuten sie sich an ihren wohlgeratenen Adoptivkindern. In seinen letzten Lebensjahren waren die jungen Familien mit den Kindern für ihn Trost und Halt, umsomehr als der frühe Tod seiner Frau in sein Leben eine große und schmerzliche Lücke gerissen hatte.

Zusammen mit seinem Vater führte er die Spezialabteilung für ORL am Kreuzspital. Operativ gut ausgebildet und wissenschaftlich interessiert, brachte ihm die ärztliche Tätigkeit große Befriedigung. Der Erfolg blieb

nicht aus. Wissenschaftliche Arbeiten und Vorträge lenkten die Aufmerksamkeit seiner Kollegen auf ihn. Er wurde Präsident der Schweiz. ORL-Gesellschaft, des Churer und Bündner Ärztevereins und von 1949 bis 1959 Mitglied des internationalen Kollegiums ORL.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit galt sein Hauptinteresse der Vogelkunde und botanischen Studien. Zusammen mit seiner Frau unternahm er gut vorbereitete, weite Reisen, welche ihm großen geistigen Gewinn brachten. Sein besonderes Interesse galt den Orchideen, von denen er eine schöne Sammlung in seinem Haus besaß. Außerdem beobachtete er über 40 Jahre zusammen mit seinem Freunde Christian Lenggenhager die Vogelwelt Graubündens. Mit etwa 10 Mitarbeitern wurde eine Bestandesaufnahme gemacht, die Standorte und deren Veränderungen fest-

gelegt. 1946 konnte Dr. U. A. Corti den «Führer durch die Vogelwelt Graubündens» herausgeben, erschienen im Verlag Bischofberger & Co., Chur. Als Mitarbeiter in der Redaktionskommission sind seither 4 Nachträge erschienen, und der fünfte steht vor dem Abschluß.

Jahrelang im Vorstand der Naturforschenden Gesellschaft Graubünden, berichtete er daselbst in Vorträgen über seine Reisen und Beobachtungen. Die Gesellschaft dankte ihm mit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft.

Durch zwei Unfälle verursacht, mußte er wegen Behinderung des rechten Armes die Praxis aufgeben. Die letzten Lebensjahre waren durch körperliches und seelisches Leiden schwer überschattet, und so ist ihm der Tod am 16. August ein Willkommener gewesen. Ein tüchtiger und lieber Mensch ist mit ihm dahingegangen.

Victor Hämmerli



Werkstr. 2 Tel. 081 24 53 83

Privat- und Firmastempel
Dateure und Numeroteure
Stempelkissen und -farben

Privat-, Geschäfts-, Handels-, Industrie- und Vereinsdrucksachen

Das Bündner Jahrbuch - ein sinnvolles Geschenk!

Verlag Bischofberger AG, 7002 Chur

